

Deutsche Etymologien.

[Nachdruck verboten.]

Wie der menschliche Geist auf allen Gebieten des Lebens der Kunst wie der Wissenschaft, des Handwerks wie der Sitte, ja der Natur und ihrer Erzeugnisse selber, bestrahlt ist, in die Dunkelheit der ersten Anfänge Licht zu bringen, und den Ursprung, das Werden jedes der Erzeugnisse aufzudecken, so konnte vor allem ein Feld nicht unbetastet bleiben, das, wie ihm kein mehr oder minder enger Kreis angehend, sondern die Allgemeinheit interessirend, mehr wie jedes andere den Geist besitzt, den alles Suchen nach der Wahrheit an sich trägt: Wir meinen die Sprache, ihren Ursprung und ihre Entwicklung, und das Wort und dessen Bedeutung, wie seine allmähliche Modifikation und Veränderung. Auf jenem Gebiete haben die größten Geister aller Nationen sich versucht, von den Zeiten eines Platon, der, den göttlichen Ursprung verwerfend, in der Sprache nur eine in der menschlichen Natur begründete Komplexität erblickte, über die Theorie eines ewigen gegenwärtigen Entwicklungsprozesses von Vernunft und Sprache hinweg, wie ihn der geniale Sprachforscher W. v. Humboldt lehrte, bis auf unsere Tage, wo man mit Eintheilung entweder physikalisch in das Geheimnis eindringen will, oder vom Darwinismus aus mit Schleierher und Fäger neben und zu diesem Moment auch die physiologische Bedingung vertritt; jeder aber ist eine eingehende Lösung der Frage bislang noch nicht gelungen, und so schieben sich nur noch in der außer dem derzeitigen „ignoramus“ zu einem ewigen „ignorabimus“ uns werden bequemen müssen.

Anders steht es mit der Wortforschung; hier liegt eine concrete Substanz vor, die eine Zeitpforte nach der anderen sich zurückverfolgen läßt, zum Theil freilich auch hier räthselhafte Dunkelheit darbietend, zum anderen jedoch auch wieder anschauliche und mitunter wahrhaft faszinierende Klarheit gewährend. Es ist ein eigentümliches Zahlenband, der den Forscher umweht, wenn er aus der Fülle des jetzigen Vorkommens, der Masse seines heutigen Sprachmaterials in jene uralten Zeiten sich zurückverwirft, wo eben die Kultur nach modernem Maßstab gar nicht, absolut betrachtet nur noch in der ältesten Entwicklungsphase begriffen war, auch das gesprochene Wort in dem Stadium ureigenen Jugend steht — angethan nicht minder mit der reizvollsten Frucht der Entwicklungsalters, wie der ungelassenen Pflanzlichkeit eines erst der Erziehung harrenden Kindes. Alle die raffinierten Mittel, wie sie der denkende Verstand im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende erfunden, mögen sie einem Gebiete des irdischen Daseins zu Gute kommen, welchen sie wollen, sind in der Seitenlinie in der Wissenschaft, lautlich jedoch Begriff, ja in der spirituellsten Unterwelt der einzelnen Begriffe sich einander wieder zu geben und zu benehmen; es giebt so leicht kein Ding, seine Eigenschaften, sein Thun und Lassen mehr, das nicht im Worte seinen spezifischen Namen hätte oder sofort erhalten könnte: Wie ganz anders in jenen ungezählten Jahrhunderten vor uns liegenden Zeiten, wo der Laut sich noch nicht so geistig zeigte, das Wort für die meisten Werten einer Gattung noch schwebte, ja wo, was das Wort wirklich schon da, seine Biegung und Umbildung noch gänzlich unentwickelt oder nur schwer ausfindbar war, wo endlich die Bildung des Wortes mit seines Gehirns zum Ende der Fassung des Gedanken gleich schnell und gleich leicht sich nicht fügen wollte. Es gab eine Zeit, wo der Geist und der beherrschende Verstand noch den gleichen Namen trugen — weil beide „fremdes Eigentum“ (lat. hostis = deutsch „Gast“) von der Fremde so hieß, wie der Bruder, weil dieser, festliegender, und die Familie vermaist war, für den Unterhalt der Hinterbliebenen zu sorgen hatte.

Aus diesem Urwald einige charakteristische Stammesnamen vorzuführen, die eigentliche Bedeutung einiger Worte, deren Entwicklung im Volksbewußtsein zum Theil die wunderlichsten Verzerrungen und Entstellungen durchmachte, den Geist anzuzeigen, soll der Zweck der nächsten Zeilen sein. Wie noch heute das Majoratsprinzip den Grundbesitz unvererblicher Familienmitglieder und die Ausübung derselben von Seiten des Erstgeborenen vertritt, so war's auch vor Jahrtausenden Brauch, dem ältesten Sohne das ungeheilte Gut zu vererben. Die jüngeren Brüder wurden abgefunden mit leibeweise überwiegenen Parzellen, die in ungleichen Lagen, durch eine Hecke als solche sich kennzeichneten; natürlich war diese Separatwirtschaft nur ein so erziehbild, wie die Familienmitglieder sich in der Familie zu erziehen und einen Bauer zu erziehen; eine eigene Familie zu gründen und einen Hausstand zu errichten, war eben unmöglich wie je gegen dieses Recht der Erstgeborenen ergab, anzukämpfen. Genannt aber wurde der Erstgeborene, eines römischen Stils Landes, „hagastali“ hieß, d. h. der einen Tag, ein deatliches eingetragenes Grundbesitz, d. h. in weiterer Hidentwicklung, „der in einem Tag gesteckt ist“. Er blieb stets lebig und daher auch heute „der Hagstall“, (ein Wort, dessen zweite Hälfte ungeschicklicher Weise vom Volksbewußtsein mit „Stall“ zusammengeworfen wurde), derjenige, der es vermag, einen Gehund einzugehen.

Der älteste Bruder war also nach dem Tode des Familienvorgängers der Ernter der weiblichen Mitglieder des Hausstands; die Schwester aber sah in ihm nur den, der die Vögelheiten des Vaters übernahm;

darum das einfachste, ihn selber nach dieser seiner ersten Pflicht zu benennen; also „Bruder“ — „Ernter“, denn das Wort kommt her von der Wurzel „er“, im Sinne von „erhalten, ernähren“. Diefelbe Wurzel, ursprünglich „Stäben“ und als fortbewegtes Stäben „tragen“ bedeutend, finden wir wieder in den Worten Eimer und Zuber; das erstere ist ein Ding, oder Gefäß, das an einem Handgriff getragen wird (Eimer = „einber“, das an einem — fer ist; vergl. plattdeutsch fören = tragen), und letzteres ein solches mit zwei Henkeln (Zuber = Zwiiber). Diefelbe Wurzel steht auch in den Begriffen „gebären“ und „Erbarmen“, das erstere als Fortentwicklung aus der Wurzel an sich leicht verständlich (vergl. dazu den Ausdruck „tragend“ für „schwanger“), der letztere erst eine Bildung des frühmittelalterlichen Christenthums, das an „barm“ d. i. Schoß und übertragen „Herz“ anknüpfend, so das lateinische misericordia verdeutlichte.

Die Etymologie von Bruder reizt dazu, auch den Bedeutungen der übrigen Verwandtschaftsnamen nachzugehen. Jeder ist die Grundbedeutung des nächstliegenden Wortes. — Vater — bis jetzt noch nicht genügend aufzuklären gelungen; nach einigen liegt ihm die Wurzel pa zu Grunde, mit der Bedeutung „schützen, hüten“, daher Vater also der „Beschützer, der Hüter der Seinen“ wäre; andere wollen nur die Fortentwicklung eines ursprünglichen Naturausdrucks gelten lassen, indem sie an „pa“ als den ersten Versuchungsruß des fallenden Kindes, womit es den Erzeuger begrüßt, anknüpfen. Der Mutter sei, wie noch heute, so schon in indogermanischer Vorzeit die Aufgabe zu, beim Wasche den Schmalzenden die Speisen „zuzumessen“; diese Obliegenheit war bedeutsam genug, dem weiblichen Familienhaupt den Namen darnach zu geben, denn „Mutter“ (= Jutzelterin, Jummeterin) leitet sich ab von der Wurzel „ma“, d. i. messen, zuthellen.

Der Schwieger nahe Verwandtschaft zum Bruder ist schon eben bei Gelegenheit der Erklärung des letzteren Namens angedeutet worden; vielleicht hat diese Wechselbeziehung zwischen beiden auch den Namen der Schwieger bestimmt; wenigstens lassen beide Deutungen auch dieses Wortes, sowohl diejenige von „die freundliche, Sorgliche“ (von su gut und as sein) wie die von „die Mitwohnende“ (von sa = zusammen und vas = wohnen) mit Wahrscheinlichkeit auf das natürliche Schutzverhältnis zwischen dem Schwiegervater und der Schwiegertochter schließen. — Der Sohn ist einfach der „Geborne, Erzeugte“ (von su = gebären; Stammverwand mit Sar, d. i. die Gebärende); seine Frau ist die Schwur, eigentlich „die Schulphe, die Sobnstra“, wie noch heute der Schwabe seine Schwiegertochter „die Schurin, Schürerin“ nennt. Die Stellung der Schwiegertochter in der Ehe scheint von je eine bedeutsame und einflussreiche gewesen zu sein. Der Gatte ihrer Tochter wurde, wie noch heute in Anerkennung der Macht der Geschützten „Schwieger-Sohn“, so früher der „Eidam“ gerufen, in leicht erlichem Zusammenhang mit dem jetzt ausgesprochenen, aber noch im Mittelhochdeutschen gebräuchlichen „eides“ d. i. Mutter. Was aber Schwieger selber, was das Neuhochdeutsche zur Verdeutlichung in Schwiegertochter pleonastisch verläßt, unrichtig bedeutete, ist noch in Dunkel gehüllt; mit Sicherheit ist die Verwandtschaft mit „Schwester“ anzunehmen; vielleicht stand sie in indogermanischer Zeit noch in besserer Rufe, wo man sie von su d. i. gut (siehe oben unter Schwester) benannte, als heute, wo wenigstens der weitaus größte Theil junger Ehemänner ihr gerade die Augen abzuspüren geneigt ist. Ob sie wirklich jetzt so furchbar ist? Fast muß man es glauben, wenn man die mannigfachen Neubildungen, wie Schwieger-Vater, Schwieger-Sohn, Schwieger-Tochter, Schwieger-Eltern zc. ansieht und darin überall sie als Ausgangs- und Kernpunkt prangen sieht, während ihr Gegenpol, der Schwäger, als vollkommene Null in Bezug auf die Ehe der Tochter, ihr schattenhaftes Dasein nur knapp bis ins 13. Jahrhundert bewahren, daher zu irgend welchen Neubelebungen keine Gelegenheit geben konnte. Die Begriffe Vetter, Nefse, Oheim haben alle drei den merkwürdigen, aber auch sonst nicht seltenen Prozeß eines Bedeutungswechsels durchgemacht; Vetter ist eigentlich „Vatersbruder“, wie der deutsche Zusammenhang mit „Vater“ und die Bedeutung des entsprechenden Wortes im Angelsächsischen sowie besonders den außeregermanischen Sprachen (Lat., Griech., Sanskr.) lehrt. „Nefse“ bedeutet im Grunde nichts weiter als „Achtbündling, Kind“, nahm aber in den germanischen Sprachen neben und nach einander die Bedeutung von „Enkel, Verwandter, Geschwistersohn“ an; „Oheim“ bedeutet mhd. auch den „Neffen, Schwägersohn“, ist sonst aber ein etymologisch schwer zu enträthselndes Wort; unwahrscheinlich ist die Deutung als „Heim des Dinkels“, weniger wegen der Etymologie der ersten Silbe O (zu lat. arum-culus, das als Diminutiv zu arus = Großvater, gebildet) als wegen der des heim als Substantiv Heim, obwohl eine ähnliche Verwandelung in Frauennamen, das zunächst ein „Zimmer voller Frauen“, sodann „die Frauen im Zimmer“ und schließlich „eine einzelne solcher Frauen“ bedeutet, thatsächlich vorliegt.

Die Frau ist die „Herrin“; es ist spezifisch germanische Femininbildung zu dem Wurzelnamen „her“, d. i. Herr, eigentlich „der vorn ist, der obere, vorzügliche“, das, sonst verloren gegangen, nur noch in Frohdienst (d. i. Herendienst), Frohleichnam (d. i. Leichnam des Herrn z. Chr.) sowie dem Zeitwort „sehen“ (d. i. einem Herrn

herrschen) vorhanden ist; dasselbe Wort wie Frau ist das nordische Freya, indem der Begriff hier zur Bezeichnung einer Göttin sich wandelte. Herr ist Comparativ zu „her“ (d. i. „ehrwürdig“) also „der Ehrwürdigere“ und sichtlich entstanden aus dem Verhältniß der Untergebenen zum Vorgesetzten, wie ja auch der „Jünger“ eigentlich substantivierter Komparativ zu jung ist. Anjehend-tiefinnig ist die Etymologie des nur dem germanischen Sprachstamme eigenen Wortes Weib; mit Sanskr. vip (d. i. bewegt, erregt und von Priestern gesagt „innerlich erregt, begeistert“) verwandt bezeichnet es demnach entweder „das wehende, schwebende Wesen, das ohne Raft und Ruh bald hier bald dort ist, in wechselvoller Thätigkeit überall schaltet und waltet“ — oder aber „das innerlich erregte, begeisterte Wesen“, indem der Germane im Weibe, wie Tacitus berichtet, etwas Heiliges, Vorahnendes sah und darnach die Bezeichnung schuf.

Ebenso spezifisch deutsch, wie Frau und Weib ist Braut — man sieht, der Germane hatte das Bedürfnis, dem von ihm im Gegensatz zu den anderen Völkern so hoch geachteten und bewunderten Geschlecht auch eigene — und wie Frau und Weib zeigten — auch tiefbedeutende Namen zu geben. Welche charakteristische Seite weiblichen Lebens das Wort „Braut“ in sich birgt, ist leider noch unangeklärt; es wäre interessant genug und für die Kulturgeschichte unserer Vöner von ergiebiger Wichtigkeit, wenn es gelänge, der Etymologie gerade dieses Begriffes nachzukommen. Bräutigam ist „der Mann der Braut“, denn die Silbe -gam ist lautrechtlich dasselbe Wort, wie das lateinische homo = Mann, Mensch.

Mensch ist eigentlich nur Objectiv von Manu („männlich“); Mann aber, wozu auch Manau, der von Tacitus erwähnte Stammvater der Westgermanen (d. h. Franken, Sachsen, Friesen, Alemannen, Schwaben, Gatten, Thüringer, Langobarden) gehört, wird zu Wurzel man d. i. „denken“ gezogen, wurde also, wenn die Beziehung richtig, auch im Namen schon das Ebenbild Gottes, sein vornehmstes Geschöpf, „das denkende sinnende Wesen“ bezeichnet. Jedoch ist es zweifelhaft, ob diese Deutung berechtigt ist; wenigstens bezeugen die Veden die ältesten Denkmale indischer Literatur, daß der Indogermane sich dem Thier verwandt fühlte und sich demgemäß auch mit paou (lat. pecu) bezeichnete, daher wohl kaum ein Bewußtsein davon, daß das Denken gerade den Menschen machte, gehabt haben werde. (Fortf. folgt.)

Die Romantik unserer Tage.

Von A. Gobin.

[Nachdruck verboten.]

Die Behauptung, daß alle Romantik aus dem Leben unserer Gegenwart verschunden sei, gehört zu den abgedroschensten und zugleich unwahrscheinlichsten. Romantik ist das Resultat oder der Ausdruck angeborener Eigenart und Richtung einzelner Menschen und kann nie erlöschen. Die Kunde ihres Todes hat sich nur deshalb verbreitet, weil sich ihre Gestalt unter den Bedingungen modernen Lebens äußerlich verändert hat. Es giebt keine bestimmte Definition der Romantik, welche der landläufigen Anwendung und Auffassung dieses Wortes entspräche. Gemeinhin versteht man darunter alles Ungewöhnliche, Auffallende und Dramatische im öffentlichen oder Privatleben; Alles was dem Ton des Alltäglichen einen veränderten Stimmklang anlehnt. Die Geleise und Sitten vergangener Jahrhunderte lieferten unter Phantasie das Material für Romantik und schufen Situationen, an welchen dieselbe sich entwickelte. Es gehört nur ein geringer Fond von Verstand und Will dazu; sich an diese alten, abgenutzten Bräuche zu hängen; zu beweisen, um wie viele Herren und Damen in ihren mittelalterlichen Schöpfen, um wie Vieles sicherer unsere Poesie ist, als eine Prieftaube oder ein Käufer — mit einem Worte: Geranthes großartige Satire als hämische Wasserhuppe aus zweiter Hand aufzuwärmen, und aus alledem den unwiderleglichen Schluß zu ziehen, daß Romantik heut zu Tage das Gespenst der abgehenden Dummheit sei. Dem Ritter oder der Dame des Mittelalters erschien ein Bindeglied auf dem Boden um sein Haar vitroses, als unlerer Augen ein Leppich erscheint; ein Schlafrock oder der Lager imponierte ihnen durchaus nicht mehr, als ein Omnis über oder zurückschauen. Im Gegentheil, — je weiter wir zurückgehen, um so weniger Romantisches treffen wir im Sinn und Humor der Zeiten. Alte Dichter und Chronisten, Gauner und Froschfart zum Beispiel lagen uns geistreich, wie hausbacken und prosaisch Ritter und Damen sich gebardeten. Aus dem Schatten einfüger Jahrhunderte steigen uns nur Fromme oder Humoristen auf; die Sentimentalen kommen später an die Reihe, und zum Vergriff der Romantik schwingt sich erst ein wesentlich vorgeschrittener Zustand der Civilisation und geistiger Entwicklung auf.

In allen Jahrhunderten gab es romantisch angelegte Naturen, obgleich auch diese nicht gerade in romantischer Gestalt auftraten; die einzige, wirklich romantische Epoche war die Zeit der preussischen Troubadours. Der Genius des Volkes erschuf das Ideal; die Sprache verewigte dessen Ausdruck. Nachdem Dolche, Lauten, Stricklettern und Rappiere der Troubadours ihre Rolle in der Phantasie gespielt hatten, wurden sie auf das Gebiet des Dra-

matischen hintergelegt, von welchem sie gleichfalls verschrieben. Verlobungen und Hochzeiten fürstlicher Kinder, Vermählungen durch Prokuration, Einzelkämpfe als kriegerisches oder bürgerliches Gottesurtheil sind längst außer Kredit gekommen, die Romantik selbst behält aber ihre Würze in Gemüthe und ihren festen Halt in der Phantasie der Menschheit. Ihr Same geht in allen elementaren Leidenchaften und Gemüthsabewegungen heimlich auf — ob es sich nun um Liebe oder Haß, um Eifersucht, Qual oder Stolz handelt. Er leimt schon in den allerfrühesten Stadien des Patriotismus, der Loyalität und Ritterlichkeit; und gewisse Temperamente und Lebensbedingungen tragen besonders viel dazu bei, ihn reizen zu lassen. Allerdings nimmt unsere moderne Erziehung, das konventionelle Gleichmaß moderner Sitten, der elementaren Gemüthsabewegung manches von ihrer Stärke; die Entwicklung unserer Selbstkenntnis bringt uns dahin, jedes energische Fühlen zurückzudrängen oder zu verheimlichen; mechanische Erfindungen und Kunstfertigkeiten bieten uns praktische, zuträglichere Mittel, unsere Zwecke zu erreichen, mögen diese nun hoch oder niedrig stehen.

Bemerkenswerth ist, daß sich die meisten Freunde des Romantischen nur in der Vergangenheit danach umsehen: Don Quixote fand es in Rittergeschichten, welche erst spät nach den Thaten, die sie verberichtigten, aufgefunden worden waren. Walter Scott wählte seine bedeutendsten Stoffe aus verlungenen Briten. Dies bedarf keiner Erläuterung. Als Jefferson Davis verfuhrte in Weiberleidenschaft zu sitzen, fand man dies allgemein lächerlich und entrüstend — die Jünger Montsieur de La Volette's, der dieselbe Verhüllung wählte, findet man aber romantisch und nichts weniger als unwürdig, weil das lange Her ist.

Manche behaupten übrigens, daß die Resultate wissenschaftlicher Entdeckungen und neuer Erfindungen mehr Romantik einschließen, als die abgegriffenen Hülfsmittel entgegen zu setzten; doch es weit romantischer sei, eine Weisheit durch den Blick in die Ferne zu finden als durch eine Dristatone.

Wenig um einen Blick auf die Karte von Europa. Ob es je zuvor einen Zeitalterpunkt, der für Monarchen und Potentaten gleich viele schreckliche Katastrophen und Schicksalsverweil gebracht hätte, als die letzten fünfzig Jahre? War das Beherrschende heimlicher und fürchtbarer als der Mithismus und Kommunismus, welche alle Fundamente der Regierungen — der Gesellschaft unterminiren, das Leben der Staaten in der Keimstätte bedrohen? Hat je ein anderes Jahrhundert so viele gekrönte Häupter in der Verbannung wandern, sich ertödtet größerer Mannigfaltigkeit von Befehlen und Befehltem verbergen sehen? Innerhalb zwanzig Jahren gingen die Repräsentanten dreier französischer Dynastien verbannt in die Fremde; zugleich sahen wir zwei Erzherzöge von Spanien, italienische und deutsche Fürsten und Präbidenten in derselben Lage.

Louis Napoleon, seine Gattin und sein Sohn können an sich kaum als romantische Persönlichkeiten bezeichnet werden, ihr Leben war aber voller Wechsel und Kontraste so gewaltthätigen und überaus ständigen Schicksals, als nur je der Stoff einer Oper oder Ballade. Keiner ihrer königlichen Rivalen war so profanisch als die Prinzen von Orleans. Sie stammten von dem Jüngling des Familienstammbaumes, welcher am geringsten geschätzt wurde, Graf Epalith's, des Negengaten, Söhne des Bürgerkönigs. Ihr bester Ruhm blieb, daß sie ihre Unfälle und Mißgeschickte mit Würde und Anstand zu tragen wußten und als Männer des vornehmen Privatmannes gelten dürfen. Und dennoch zwängte sie das Schicksal zuweilen in eigenhändig interessanter heroische Situationen; es giebt in den Annalen des Ehrenpunktes wenig schlagendere Beispiele von poetischer Gerechtigkeit als das verhängnisvolle Duell des ruhigen, wohlgezogenen Herzogs von Montpensier mit seinem Vetter, Don Enrique de Bourbon, welches Letzterer mußte willig herausforderte und das seinen Ansprüchen auf den Thron von Spanien für immer ein Ziel legte.

Kaum trifft man in der Geschichte ein anzuehenderes oder tragischeres Paar als den Erzherzog Maximilian und seine „arme Charlotte“. Auch die junge Königin von Neapel, mit den dunkeln Augenbrauen, welche im Reitermantel die Belagerung Gaeta's leitete, war damals ein Solbin, die für immer die Begeisterung von Dichtern und bildenden Künstlern geweckt haben würde, wäre ihre Sache eine bessere gewesen. Ludwig, der abgesetzte König von Bayern, der in den Augen seiner Zeitgenossen eine ziemlich traurige Rolle spielte, wird der Nachwelt mit ganz anderen Blüten erscheinen, wenn sie die Gallerien und Monumente beachtet, mit welchen er seine Hauptstadt schmückte und sich zugleich darauf bejammert, daß er aus Liebe zu einer Tänzerin kein Königreich weggeworfen hat; in ihm war etwas von Marc Antonius, wenigleich nur der schwächere Theil.

Der verlorbene König von Bayern, welcher sich in seinen Burgen und Landstiften einschloß, sich Wagners Opern als ihr einziger Zuhörer vortragen ließ, nur bei Nacht reiste und gleich dem wilden Jäger mit seinem Gefolge durch die schlafenden Dörfer brausete, wird in der Fernsicht späterer Jahre weit höher interessieren, da seine Entscheidung im deutsch-französischen Kriege als bedeutender Theil der großen germanischen Bewegung stehen bleibt.

Der verlorbene König von Italien ist das beste Muster des alten romantischen Typus, welches unsere Zeit bietet. Wahrheitsgemäß gab es nie einen Mann, der die positive und praktische Seite des Lebens so ausschließlich in das Auge faßte, auf den Gefühl und Phantasie einen geringeren Einfluß übte. Er war tapfer und barisch gleich einem alten feudalen Baron und besaß eine Würde, welche um so königlicher war, als sie sich einfach äußerte. Er war der Repräsentant des ältesten Herrscherhauses von Europa und seine persönliche Geschichte ist eben so reich an seltsamen Abenteuern und Situationen als die irgend

eines seiner Vorfahren im dreizehnten Jahrhundert. Seine Tapferkeit war eben so betannt als seine Galanterie. Der öffentliche Geschmack hat zum Glück sein Wohlgefallen an letzterer Eigenschaft aufgeheben, glücklicher Weise aber nicht zugleich das Gefallen an Muth und Ritterlichkeit, und viele Zeit müßte vergehen, bis königliches Aufhöret, das Herz zu erwärmen und die Phantasie zu entzünden. Im Naturell dieses Fürsten lag etwas, das ihn Gefahren entgegenrieß, welche kein Regent gegenwärtiger Zeit ausgekehrt zu sein pflegt. Einst als er seiner Lieblingspassion zur Jagd folgte, ward sein Pferd von einem wüthenden wilden Eber niedergeworfen und verwundet, er selbst kam nur noch mit dem Leben davon. Ein anderes Mal ward er und ein Herr seines Gefolges, mit dem er vorausritt, bei Anlaß einer Reise von Nüßern umringt. Der König von Italien, der tapfere Viktor Emanuel, mußte sich gefallen lassen, ausgeführt in einem Gebirgspasse festgehalten und nur gegen Abgeld freigegeben zu werden. So sachverständig, schlaue und frei von jeder Metaphysik er war, übte doch gewisse Ahsichten und Glaubensartikel eine unbedrängte Macht auf ihn: als er sein altes Ebe, seine alten Rechte hingab, um Italien unter einer neuerschaffenen Krone zu vereinen, die für ihn mit Dornen bekränzt war, da folgte er einzig seiner Empfindung der Anspitze seines Vaterlandes — eine That, die manchen strengen Kommentator erfahren hat, nur nicht von Seiten irgend eines Regenten, während doch nur seines Gleichen in der Lage gewesen wäre, ihn herein zu beurtheilen. Zwischen Garibaldi, dem Patrioten im rothen Hemde und Pius dem Neunten stehend, ten sein Schicksal mit mehr als päpstlichem Rang besetzt hat, da es ihm zum Märtyrer, zum Schlüsselstein einer launhebkräftigen Hierarchie erhob, ist der Re Galantuomo eine so hervorragende Gestalt, diese Dreizahl eine so impotente Gruppe, wie sie auf irgend einem Blatte der Geschichte nur gefunden werden kann.

Garibaldi und Louis Rostizk können bedeutende Plätze in der Liste der mairischen und romantischen Charaktere des Jahrhunderts in Anspruch nehmen, sei es auch nur um ihres Kosmos willen; ihre Tapferkeit, Veredsamkeit und hohen Ziele befähigen ihr Recht. Keiner von Beiden erreichte seinen Zweck, aber je scheinbar in adliger Weise und vielleicht glücklicher Weise: Das vereinigte Italien und Oesterreich-Ungarn sind Monumente ihres Patriotismus, trotz der Niederlage ihres individuellen Strebens.

Wenden wir uns dem öffentlichen Leben an und dem Privatleben zu, so finden wir auch dort eine eben so große Fülle von Romantik als je. Es leben Wenige, die nicht aus eigener Anschauung oder aus zuverlässiger Quelle von heimlichen Ehen, seltsamen Erben, geschlichen oder gestohlenen Testamenten, geheimnisvoll Verschwindenden, von halbtödtlichen Fischweibern, übernatürlichen Erscheinungen, süßen und aufopfernden Thaten Kenntniß hätten, welche seltsamer und aufregender in die Erscheinung treten, als irgend ein Thema der Geschichte oder Sage. Namentlich giebt es eine Ueberfülle solcher Elemente in Kriegsezeiten, die für romantische Naturen eine besonders günstige Bühne darbieten. So war der amerikanische Bürgerkrieg ein vorzügliches Feld für Abenteurer und abentheuerliche Genüßther; die romantischen Epochen desselben könnten Bände füllen. Unter den Franzosen, welche in dieser nationalen Tragödie hervorragende Rollen spielten, giebt es Eine, die ohne Aushütterung genannt werden darf, da sie die Deutschnheit niemals lögte — Mirreth Greenhow, deren Hauptrolle lange vor 1861 begann. Ihre Schönheit, ihr Geist und Muth — ihre schönen Reiten zu Fuß und zu Pferde über die Rocky Mountains; ihr Einfühl auf die bedeutendsten Männer in Washington; ihre Gesangnahme; die Mißthat, wegen deren sie an der heimlichen Verführung beschuldig wurde, welche die Regierung auf Schritt und Tritt geyemmt hatte; ihre Kerkerhaft in Old Capitol, woraus sie später ein Buch geschrieben — ihr blühartiger Zug durch die Gesellschaft in London und schließlich ihr Tragische, zu ihr postendes Ende; sie verlornt auf ihrer Rückfahrt von England nach der Heimath mit einem florentinischen Schifff — all' dies machte ihr Leben zum Stoff für einen Roman. (Schluß folgt.)

Die vertauschten Schlittschuhe.

Er war ihr höchst mißsympathisch, der Herr Referendar Albert W. Aber was sollte sie thun? Kaum daß er sie auf der Esbahn ersicht, nahm er auch direkt seinen Cours auf sie, sie, die von der gesamten hehratsfähigen und noch nicht ganz hehratsfähigen jungen Männerwelt unserer Stadt umschwärmter schönen Klara. Doch für alle die mit dem Herrn Referendar! sagte ein Jeder und hielt sich fern. Albert wurde ihr dadurch höchst mißsympathisch. Sie behandelte ihn mit einer Rolle, welche eine verzweifelte Neugierigkeit mit der Rüste des von ihnen durchgesehenen Terrains hatte. Aber unter Feld haben bei seiner eigenen Nichts nicht von jenem einzigen Hauch zu füren. Er blieb an ihrer Seite, er erschlupie sich in allen erdenklichen Unerwartungen und war sogar so aufmerksam, ihr die Schlittschuhe nach Hause zu tragen. Aber trotzdem hatte sie ihn noch niemals aufgefordert, ihren Eltern einen Besuch abzustatten. Wie jenste er nach dieser Erlaubniß aus ihrem Munde. Doch dieser Mund sprach an des Hauses Schwelle nur ein kurzes: „Ach danke, Herr Referendar!“ und so schien es bleiben zu sollen bis in alle Ewigkeit, bis der Schlittschuh eine Reminiscenz an schöne Wintererode bedeutet und nichts weiter. Aber das Schicksal meinte es mit unserm argehenden Zustimmistler besser, als er selbst glaubte. Wieder war Klara auf dem Eise ergriffen, Albert war auf sie zugeeilt und wieder ärgerte sie sich, wie immer, über den „schrecklichen Menschen“. Doch eine sichtbarere Verlegenheit drückte sich schon in seinem Grunde aus. „Mein Fräulein“, sagte er dann zagen und schüchtern und fremdschaft zu Boden blickend: „Mein Fräulein, als ich vorgestern das Glück hatte, Sie nach Hause zu begleiten und Ihre Schlittschuhe tragen zu dürfen, muß eine kleine Verwechslung vorgegangen sein!“ „Eine Verwechslung!“ fragte Klara erstaunt. „Ja“, entgegnete Albert und das ganze Roth seiner Wangen nahm eine dunkle Färbung an. „Aber wie ich im Beginn des Laufensogleich bemerkte, habe ich fremde und höchst wahrscheinliche Ihre Schlittschuhe, mein Fräulein, an, während Sie“ — er vollendete nicht, denn ein Blick auf Klara sagte ihm zur Genüge, in welcher Verwirrung das schöne Mädchen sich befand. Sie hatte seine Schlittschuhe an den Füßen, und diese waren ihr nicht zu groß gewesen? Entschuldig! Hätte das Eis nur an einer Stelle sich geöffnet und sie in die kalten Fritzen hinabgezogen. So dachte sie in dem ersten Moment ihrer verlegten Eitelkeit. Aber bald bedachte sie ein anderer Gedanke. „Wahrscheinlich“, rief sie, „wäre ich nicht Herr Referendar haben“, dachte sie, „wenn mein Schlittschuh ihm gepaßt.“ Und als sie erst so auf einen löpischen Vorzug Alberts aufmerksam geworden war, da ward sie es auch auf seine ganze Persönlichkeit, der sie vorher un, eine höchst flüchtige Beachtung geschenkt hatte. Und da fand sie denn, daß der Herr Referendar gar nicht so übel aussähe, daß er sogar ein „recht hübscher Mensch“ sei und diesmal, als sie das entdachte, und er sie wieder nach Hause geleitet, da sagte sie an der Schwelle nicht das Folgende: „Ach danke, Herr Referendar“, da sprach sie: „Vielleicht machen Sie uns einmal das Vergnügen. Meine Eltern würden sich aufrichtig freuen.“ Und Albert machte sich das Vergnügen und die Eltern freuten sich „aufrichtig“. Wie er aber an diesen Sonntag wieder kam, da freute sich eine auf aufrichtigsten und das war Klara, um deren Hand am Tage zuvor Albert in aller Form bei den Eltern angehalten hatte. Im Herbst dieses Jahres macht Albert den Veffior und wenn im nächsten Jahre des Eises Kunde geschmolzen ist, dann soll die Hochzeit jener Zwei stattfinden, deren Hebes- und Hebesgerechtigkeit sich theilt: „Die vertauschten Schlittschuhe“.

Mannigfaltiges.

Cäcular- und Cemifalactares.

Februar 1883.

12. Februar 1788. Geb. u. Stuhthart Karl v. Neichenbach, Großindustrieller und Manninger, Entdeder des Gregois und Paraffins, bekamt durch seine Verhe vom Ob' einer angehölich neuen Mannart, 19. Januar 1863 u. Gebirn.

15. Februar 1883. † Heinrich der Gläubige, Markgraf von Weihen, geb. 1216, seit 1221 in der Schweiz, zuerst unter Vormundschaft, führte viele Kriege, erweiterte sein Land bedeutend, stanz aber in Zwifingkeiten mit seinem Sohne Albrecht dem Enarleten.

Aus holländischen Dichtereisen.

Das stille Haus.

In sicherer Erde und gesund,
Weiß ich ein kleines Haus;
So mancher hat hineingekaut,
Nie sah ein Lutz' heraus.

Drin steht für Reich und Arm geüß,
Ein Bett gar weich und warm,
Aber hier in Schümmers Armen liegt,
Nur frei von Schmerz und Harn.

Warum ist das Bogen zugebitt,
Das Feuer noch verbleibt,
Der Schächer, immer aufgewekt,
Traumt sich ins Paradies.

Mit hülfreich aus seit Tag verließ,
Hier ruht er unbetrobt;
Der Ihur des Friedes Thür erschloß,
Sein Hauswirth, ist der Tod. R. Fritz.

Sonnet von G. W.

Von Natur sehr zart und fein,
Wird es gleich ganz anders sein,
Wenn es durch geschickte Hand
Aus einästigen Stoff entstand.

Seher lernt es fügen auch,
Wie es überall wohl Brauch,
Tätig wird es abenutzt,
Und manch schön's Haupt es pult.

Mancher führt es mit sich Geld,
Doch es führt auch manchen Geld,
Ter ihm Geist und Dumen leigt,
Nunmull zur Unterwürftich.

Seel' hat es von Natur,
Doch von Leben fern' Spur,
Aber anders hat's der Kunst,
Dah es viel Bewegung thut.

Trifftmoarvoh von Michael Sälke.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 8 10 5 7 13 Stadt in Deutsch-
land, 4 15 5 7 Mettel, 8 9 10 15 2 14 4 5 Vogel, 11 11 1
10 Gewicht, 2 16 17 5 8 Weist, Blam, 16 6 2 12 Schuld,
8 2 14 11 13 11 Wibt, Name, 8 1 11 6 9 10 Vogel, 9 10 11
Wolant, 19 2 2 11 4 Wbl, Name, 17 5 9 2 8 Wbl, 13 2 7
11 5 15 5 Raub hier, 11 5 7 4 Körperbeil, 5 8 2 3 Wbl,
Name, 13 2 17 1 3 2 Stadt in Italien, 8 21 5 9 10
Vogel, Die Einbushaden von unten nach oben geseien, erge-
ben das erste Wort.

Sängern aus Nr. 6.

Dichtereisaufgabe:

So sind bestimmt des Menschen Loh:
Nur höchsten Muth wird höher Preis,
Am Abgrund blüht die Alpenrose,
Und hart beim Tod das Gelckwe.

Geschwanden.

Dr. F. Albin S., C. Werner, C. Krause in C., F. Pömer, Wilhelm
Kramt in H., M. S., Selma S., Julius Richter in R., Franz Kurguic in
in C. Genad, K. Reitel, G. D. ist is. Gehege. Bödner, Arno W. ist 1 und 2
aus R. richtig.